

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 4

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 4 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

22. Januar 1938

Ubernye

Von Meinrad Lienert

Es stübt durs Döirffli use,
es pfused üb're Rai.
's verschneev'red alli Wägli.
Driuße, was hät Beil!
Driuße, Buebe, use!
Lönd's Schlittegeißli fufe!

Es nimmt eim schier dr Ote;
mi hunt huum dure Schnee.
Mes wien äs Ei im Chrättli
se wyß ist d'Wält, jubee!
Heijuppedihee, chönd Chinde!
Es schnyt us alle Winde.

Es schnyt, es stübt, es pfused.
Mys Geißli got fryguet.
Es gumped wien es Hirzli.
Ushuet, ushuet, ushuet!
Marieli, Bethli, hend i!
Mer ryted eis i d'Fröndi.

Mer ryted eis i d'Wyti.
Sewyt is 's Schlittli trait,
und bis 's is undereinist
am Mend dr Wält ableit.
Jez use, use, use!
Hüt lömmer's einist fufe!

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

27

Langsam schlichen ihm die letzten Stunden.

Nun aber wanderte er wieder mit Ranzen und Stock, wie er aus der Heimat gegangen war, das erste Stück Weg der Heimat zu. Mit ihm schritten Leo und Camillo Testa bergan. Halb wußten sie, um was es sich handele; halb begriffen sie es nicht.

Auf der Höhe von Brugiasco standen sie still und schauten in das Gotthardtthal hinab, das von blauen Schatten erfüllt war.

„Jetzt geht zurück, ihr lieben Jungen“, mahnte Landsiedel mit zitternder Stimme und küßte beiden die Stirne.

Ein Ruß, und er stieg allein durch den abenddämmerigen Wald nach der Bergzinne von Altanca empor, allein, aber von seinen Gedanken wie von einem Flug dunkler Vögel umflattert. Vom Glockenturm tönte das Aveläuten hernieder.

Da trat Doia, die am Wegrand auf ihn gewartet hatte, auf den einsamen Gänger zu. Sie drückte ihm die Hand und gab ihm einen bebenden Kuß.

„Wie geht es dem Vater?“ fragte Heinrich.

„Er selber glaubt an ein Emporkommen, ich nicht recht!“ erwiderte sie blaß und leidvoll. Um ihre Augen lagen blaue Ringe. „Ich weiß selber nicht, warum ich alles schwarz sehen muß. Um den Bello tut es mir auch so leid. Ich habe mir früher aus dem struppigen Tier nicht viel gemacht; aber als ich heraufgeritten kam und er mir nicht entgegenbellte und wedelte, schmerzte mich sein Tod doch. Er fehlt mir an allen Ecken und

Enden. Hätte ich dich ohne ihn je gefunden? Und nun ist er als Opfer für seinen Herrn gestorben. Armer Bello!“

Sie schritten schweigend bergan und erreichten an der altersgrauen Kirche vorbei das Dorf, dessen Giebel und Trockengerüste wie ein Gemenge schwarzer Schatten ragten.

Im Sindacohaus brannte schon Licht. In der Küche waltete eine neue Magd, irgend etwas Junges. Daneben ein starkgebauter, ältliches Wesen, die Pflegerin.

„Sie sollen in der Stube einen Trunk nehmen; dann erwartet Sie Herr Cesari. Er freut sich auf Sie“, verfeßte sie freundlich.

Doia nahm seinen Stock und Ranzen zur Hand und trug sie in die Kammer, die ihm früher als Schlafstätte gedient hatte.

„Wohl zum letzten Mal!“ sagte sie aus tiefem Sinnen heraus. Bald darauf führte sie Heinrich an das Lager des Vaters in der einfachen Kammer neben der Stube.

Der Bettlägerige versuchte zu lächeln. In seine Augen trat ein freudiger Glanz. „Da bist du also, Heinrich“, sagte er, „und bist willkommen!“

„Vater!“ stammelte Heinrich.

Cesari streckte ihm die linke Hand. „Ich kann die Rechte nicht rühren. Ich liege auf dem Schragen wie ein hilfloses Kind und muß froh sein, daß ich eine Wärterin habe, die stark genug ist, mich zu wenden. Das kommt einem alten Steinmehnen sonder-

bar vor, der sich oft wie ein Baumstamm gegen die schwersten Felsblöcke gestemmt hat, sonderbar!"

So versuchte er zu scherzen.

Landfriedel fiel der veränderte Ausdruck Cesaris auf. Ein grauer Ton war in das frische, gesundrote Gesicht gekommen; er schien um zehn Jahre gealtert und hatte einen Stich ins Greisenhafte.

Indessen vermied Heinrich einen tiefer forschenden Blick und heftete die Augen auf ein schönes Frauenbildnis, das von einem Immortellenkranz umwunden über dem Lager Cesaris hing.

„Meine Mutter“, bemerkte Doia.

„Sie war ein kluges Weib; sie ist gestorben, bevor der große Kummer über das Haus kam“, nahm der Sindaco das Wort. „Ich hoffe aber doch noch auf ein gutes Ende. Grimelli, der schlechte Mensch, ist doch unschädlich gemacht und sitzt am richtigen Ort. Wäre nun alles, wie es sein sollte, so könnten wir über die gemeinsame Abreise nach Tübingen sprechen, das mir so gut gefallen hat. Wie oft dachten wir wegen Grimellis an Amerika! Da ist das Städtchen am Neckar doch noch die schönere Zuflucht aus den bösen Erlebnissen und Erinnerungen. Und ist einmal Gras über sie gewachsen, wie leicht kommt man mit der erstehenden Gotthardbahn wieder in die Heimat. Und in Schwaben gibt es ein Einleben! Namentlich wenn zu Füßen Doias einmal Kinder spielen. Die Freuden und Sorgen um sie, das sind die großen Brücken, über welche eine düftere Vergangenheit von dannen geht. Sie sollen meine letzte Freude sein!“

Doia war bei der Rede von den Kindern errötet und hielt die Augen zu Boden geschlagen.

„Was ist dir?“ fragte der Vater.

„Ich habe nie so weit gedacht“, erwiderte sie, ohne den Blick zu erheben.

Plötzlich aber schlug sie die Augen mit vollem Glanz empor. Mit glühendem Gesicht sagte sie: „Kinder! Das ist der Gedanke, der mich aus meinem Leid erretten kann. Er ist so heilig, nicht wahr, Heinrich, er ist so heilig!“

Wie die Madonna kam sie ihm vor, und es war, als ginge der Geist der Erlösung durch die Kammer des Alten.

Landfriedel hielt ihre zitternde Hand in der seinen.

Cesari betrachtete das Paar schweigend und mit stillem Glück.

Nach einer Weile sagte er: „Nun mußt du eben voreerst allein nach Tübingen gehen, Heinrich; aber in einigen Wochen können Doia und ich dir nachfolgen. Wir werden wohl vor der Stadt draußen wohnen. Dann kommst du am Abend zu uns und unterrichtest sie in der deutschen Sprache. Ich wünsche, daß sie ein besseres Deutsch lerne als ich; sie soll es auch schreiben lernen, damit ihre Kinder einmal nicht finden, sie hätten eine ungebildete Mutter. Deine Studien erfordern noch ein Jahr, hast du mir gesagt. Das ist nicht lang!“

Cesari brach plötzlich ab; Ermüdung kam über sein Gesicht.

Da versetzte Doia: „Heinrich, gehen wir zum Abendbrot und lassen wir den Vater ein wenig ruhen!“

„Nein“, erwiderte der Alte leise; „gehe du, Doia, und lasse mir Heinrich noch hier.“

Mit überraschtem Blick ging sie. Was mochten die beiden Männer allein zu sprechen haben?

Der Sindaco nahm Landfriedels Hand. Mühsam sagte er: „Wie merkwürdig! Zuerst kam mir deine und Doias Liebe wie etwas Ueberspanntes vor, das sich nie gestalten könne. Nun muß ich darüber froh sein. So sicher, wie ich spreche, bin ich nämlich meiner Genesung nicht. Das bloße Liegenmüssen ist für einen Mann von meiner Größe und meinem Gewicht schon eine zehrende Krankheit. Das merke ich in den wenigen Tagen und

fürchte, daß ich Tübingen nie wiedersehe, mag aber vor Doia, deren Gemüt bereits tief erschüttert ist, nicht davon sprechen. Wenn mir dasjenige geschieht, was wir alle zu erwarten haben, so fällt es mir nicht schwer, mich darein zu ergeben. Aber wie steht in jenen Augenblicken sie da? — Außer Testa habe ich keine Verwandte, auf die Verlaß wäre. Sei also nicht ganz überrascht, Heinrich, wenn du eines Tages an mein Sterbebett gerufen wirst und es vielleicht noch einmal ein Wiedersehen hier in Altanca gibt. Dann nimmst du Doia sofort hinweg. Das andere ordnet Testa. Und wenn ich nicht mehr lebe, gründet eure Ehe rasch, und ohne euch um die Trauerzeit zu kümmern. Wenn nur Doia glücklich wird! Sie ist ein herrlich gutes Kind, ein Sonntag unter den Menschen. Von klein auf war sie meine Freude, die Freude aller, die sie kennen. Und daß ich dennoch die Torheit beging“ — Cesari fand mit suchendem Mund erst nach ein paar Augenblicken die Sprache wieder — „dafür ist diese Pähmung die Quittung.“ —

Er bedurfte der Ruhe.

Heinrich war seiner Ergriffenheit noch nicht Herr, als er zu Doia in die Stube trat.

In gedämpfter Stimmung verbrachten die Liebenden den Abend, und da es vielleicht für lange der letzte war, sprach keines von Dingen, die das Herz des andern hätten mit Kummer erfüllen können.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abschied Heinrichs von Cesari war außerordentlich herzlich.

Der Sindaco sah diesen Morgen recht munter aus. „Selbst wenn du einen vollen Abend in Disentis verbringst“, plauderte er, „kannst du am andern Tag schon in Schwaben sein. Grüße mir Vater Placidus, ebenso die Deinen und Zeuser. — Mit Gott, und bleibe gesund!“

Unter der Türe stand Doia, den runden Strohhut auf dem Kopf, ein Säckchen über den Rücken und einen leichten Bergstock zur Hand. Sie wollte frisch scheinen; aber ihre Lider deuteten auf Tränen in der Nacht.

Heinrich küßte dem Sindaco die Wangen.

Das Paar trat hinaus in den frischen Tag. Aus ferner Tiefe, deren Nebel wie Herbststimmung anmuteten, hörte man das Rauschen des Tessins. In der Höhe standen die leuchtenden Schneespitzen.

Bald hatten die beiden die Dächer von Altanca unter sich. Wie friedlich lag das Dorf im Kreis der kleinen, leicht gelbenden Kornäcker! So unendlich friedlich, daß niemand hätte glauben können, irgendwo darin kniee, von blinden Vögeln umgeben, eine gebrochene, alte Frau und bete um ein gnädiges Urteil für ihren verbrecherischen Sohn; durch das Dörfchen dahin schleiche ein Priester, der den Seinen mehr von den Qualen der Hölle sprach als von der Herrlichkeit, mit der Gott die Welt erschaffen hat.

Niemand aber auch würde geglaubt haben, daß unter einem der niederen, von gelblichen und grünlichen Flechten überzogenen, steinbeschwerten Dächern ein Menschenkind wie Doia hätte heranblühen können. Das war doch nur möglich durch eine Mutter, in der eine jahrhundertalte, feine Kultur wirkte, durch einen Vater, der von seinen Reisen den Hauch einer weitern Welt in die Enge der Berge zurückgebracht hatte.

„Was denkst du, Heinrich?“ fragte Doia.

Er gestand ihr seinen Gedankengang, und ein blaßes Lächeln spielte um ihren Mund.

Sie sprachen sonst kaum auf dem steilen Weg.

Das Dörfchen oberhalb Altanca, das Landfriedel menschenleer gesehen hatte, war jetzt bewohnt. Die Hütten rauchten; Hennen gackerten; Kinder spielten. Vor dem steigenden Paar

leuchtete, blühte, rauschte und fauste in atmender Schönheit der Fall des Baches, der aus dem See hervorbricht. In sonnendurchfunkelten Splittern und Strahlen warfen sich die Wasser über den mächtigen Fels hinunter, als breche aus stiller Heimstätte ein Volk fiebernd auf nach neuem Land.

Gierig fogen sie die Röhle des aufwirbelnden Staubes ein, und vor ihnen lag nun der See, ein lichter Morgen- traum im länglichen Rund schöner, spitzer Berge.

Da stand gleich der angefangene Bau Testas, ragten Fundamente und Gerüste. Landsiedel richtete den Blick nach der Berghalde, wo braune Arbeiter die Steine für die Mauern brachen. Doia aber drängte vorwärts.

„Ich mag die Stelle nicht“, versetzte sie kurz; „es hängt daran ein zu großer Irrtum meines Lebens.“ Jedes Wort kostete sie Mühe; sie blieb auch auf dem Weg still, der sich sanft dem See entlang zieht. Ihre Augen suchten stets in wehvoller und brennender Liebe die Heinrichs.

Ihre seelische Bedrückung ging auf ihn über.

Sie erreichten die Hütte, in der er gott- und menschenverlassen den dunkelsten Kampf seines Lebens durchgerungen hatte.

Nein, jetzt wäre es nicht möglich, daß da ein armer Wanderer unentdeckt ein paar Tage hauste. In der Nähe und Ferne waren Mähdler und Frauen, die das kurze Heu in die Sonne ausbreiteten; an den Gefsimen der Berge weideten stattliche Herden, und hoch von den Geräten hörten sie das Geschelle der Viehglöcken.

Da ruhte das Paar ein Viertelstündchen, und der Bann, der über Doia lag, wich.

Ihre Augen sprühten Heinrich wie zwei Sonnen an.

„Ich muß dem Himmel doch bis ans Ende der Tage dankbar sein“, sagte sie, „für das Wunder, das er mich hier hat er- lehen lassen. Zuerst war es ja nur ein großer Schreck; aber schon wie ich nach Altanca hinuntereilte, dachte ich: Der Fremde ist dein Schicksal. Wäre er doch gekommen, ehe ich Carlo kennen lernte! An meine Freundin Maria-Angela Potosolomeo im Kloster zu Como mußte ich denken, an das vornehme Herz. „Die jungen Männer sind es nicht wert, daß wir sie lieben“, pflegte sie zu sagen. „Sie sind wie Brot, das durch die Gasse geschwommen ist und das wir nachher doch essen sollen!“ Und wenn ich Carlos Leben mitansah, so mußte ich ihr recht geben. Als ich aber dich gesehen hatte, schrie es in meinem Herzen: Der ging nicht durch die Gasse. Er ist besser als die andern! So kam die Liebe, die große, siegreiche Liebe, die ich wohl jugendlang ge- ahnt, aber neben Carlo nie erlebt habe, die Liebe, die jeden Stolz bricht. Ich hätte dir nachlaufen können wie eine Bettlerin, Heinrich, und zu dir flehen: Sieh mich doch ein wenig an!“



Velasquez: Infantin Maria-Theresia

Ihre tiefe, glockenklare Stimme zitterte vor Zärtlichkeit und Feuer.

Ihm ging ein Schatten über die Stirne.

„Du denkst jetzt nichts Schönes“, versetzte sie angstvoll.

„Nein“, erwiderte er zaghaft; „darf ich offen sein, Doia? — Ich kenne jene Maria-Angela Potosolomeo nicht; aber wenn du ihren Namen nennst, schnürt es mir jedesmal die Brust; in meiner Einbildung sehe ich ein stolzes, hartes Weib, dessen Seele sich in einer krankten Begierde nach dir verzehrt und erst glücklich sein wird, wenn du unglücklich bist.“

Doia gab ihm einen furchtbar erschrocken Blick; eine Blutwelle stieg ihr in die Wangen.

„Maria-Angela ist so sanft“, stotterte sie; „o Heinrich, schilt sie nicht! Sie, die das Anrecht auf alles Glück der Erde hätte, erniedrigt sich noch tiefer in den Staub des Kinderelends, seit ihr Bruder so traurig ums Leben gekommen ist. Meinnetwegen sollst du keine Befürchtungen haben! Als ich Carlo unter den Landjägern sitzen sah und ihn meinen Namen schreien hörte, war mir ja, ich könne nicht mehr leben. Du siehst aber, ich kämpfe mich stets wieder empor. Ich kämpfe wie eine Ertrinkende. Und die schon am Sinken war, hat das Ufer gefunden. Es war das

Wort Waters gestern abend von künftigen gemeinsamen Kindern. Es klang so wunderbar!"

Sie sprach leise in großer, schöner Verwirrung und hielt die Augen von Heinrich gewendet.

Obwohl er noch viele Fragen auf dem Herzen hatte, wagte er nicht, das Wort an sie zu richten.

Schweigend kamen sie wieder ins Gehen und stiegen jenen Abhang empor, auf dem eine Kapelle winkt. Herrlich lag unter ihnen der grün und blau erstrahlende See. Bald aber erreichten sie einen andern, kleinen, an dem eine Siedelung liegt, und endlich die Grenze der menschlichen Sommerwohnstätten.

„Willst du nicht zurückgehen, Doia?“ fragte Heinrich unsicher.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich begleite dich bis auf die Paßhöhe; hinunter nach Altanca werden mich die Füße schon wieder tragen. Wir wollen uns dort an den großen Block hinsetzen und den Imbiß verzehren.“

Er und sie wollten es einander nicht merken lassen, wie sie das Abschiedsweh bei jedem Bissen würgte; doch sonderbar, sie fanden auch die Worte nicht für das Viele, das heimlich jedes von ihnen beschwerte. Nach einem halben Stündchen brachen sie wieder auf.

Je höher sie stiegen, um so stiller wurden sie.

Drei reichsdeutsche Wanderer kamen von der Paßhöhe herabgeschritten, junges, frohes Blut. Sie unterhielten sich eine Weile mit Landsiedel über Weg und Steg. Am liebsten hätten sie wohl gefragt, wie er, der Landsmann, in die Gesellschaft der jungen Tessinerin komme. Er spürte ihnen die Ueberraschung an, war aber zu einer Erklärung nicht aufgelegt.

Umsonst suchte er die Gegend wieder zu erkennen, über die hinab ihn Fenner getragen und geschleppt hatte. In der glänzenden Sonne war sie ihm völlig fremd. Nicht einmal den Abhang wußte er zu bestimmen, an dem er gestürzt war; aber bewundern mußte er den Ingenieur, der ihn aus dieser Gebirgswildnis den weiten Weg durch die Nacht zum See hinuntergebracht hatte.

Gewaltige Felsen von Bergen standen zur Rechten und hoben sich mit schroffen Kanten, schwarz dunkeln Wänden und blendend weißen Schneefeldern scharf und unvermittelt vom tiefblauen Himmel ab. Es kam Landsiedel wie eine Vermessenheit vor, daß er, der Sohn eines Hügellandes, dort oben einmal sein Brot hatte verdienen wollen.

Welches war nun wohl der Pizzo Pettano, an dem die Topographen arbeiteten? — Auch Doia wußte es nicht.

In der Wildschlucht, in der die Wellen eines Baches über Blöcke purzelten, lagen noch die grauen, vom Strahl der Sonne ausgefressenen Reste alter Schneelawinen und wölbten ihre Brücken über die milchigen Wasser; aber um den Gras- und Steinweg, den das Paar ging, blühte jener späte, heilige Hochgebirgsfrühling, dem bloß die paar Wochen zwischen dem letzten und ersten Schnee des Jahres zugezählt sind.

Die Arme des einen über den Nacken des andern gelegt, schritten Heinrich und Doia über die weitgeöffneten, blaßblauen Sonnensterne der Aestern und die goldenen Kronen der Arnika dahin. Ihr Leib zitterte an seinem Leib; ihre brennenden Augen wühlten sich in die seinen; ihr Mund zuckte vor Weh, und die einzige Sprache zwischen ihnen war der Kuß.

Die Schafhürde auf der Paßhöhe hatte Heinrich noch in Erinnerung; sie rasteten aber nicht dort, sondern zu Füßen eines verwitterten Holzkreuzes, von dem man bereits das Hospiz Santa Maria am weißen Band der Lukmanierstraße erblickt. Ein erfrischender Wind strich über die Höhe.

„Ich kann nicht sprechen“, stöhnte Doia. Krampfhaft hielt sie die Hand Heinrichs umschlungen.

Er streichelte ihr das linde, dunkle Haar.

Zuletzt fanden sie doch noch ein paar Worte.

„Wenn du spürst, daß dem Vater etwas Menschliches zustoßen könnte, Doia, dann rufe mich früh genug“, bat er inständig.

„Dem Vater“, versetzte sie tonlos; „nein, das darf nicht auch noch geschehen!“

Er hätte das Wort gern zurückgenommen.

Ein Bild tiefinnerster Schmerzen, saß sie in dunklem Brüten. Er wußte nicht mehr, was sprechen. Endlich sagte er: „Kinder!“ Es schien, daß sie ihn erst nach ein paar Augenblicken verstand.

Sie lächelte seltsam träumerisch.

Fortsetzung folgt.

* * *

Schneesturm

Die Felder liegen weiß verschneit,
Der Sturm heult in den Ecken
Den ewig alten Sang vom Leid,
Vom Scheiden und Vergessen.

Ich hab' die letzten Kohlen rot
In Asche tief vergraben ...
Da draußen irrt wohl jetzt der Tod
Und will sein Opfer haben.

Vom Sturm durchpeitscht, vom Schnee umweht,
Wirft du zur Ruh dich betten . . .
Ich weiß kein einziges Gebet,
Das dich vermag zu retten.

Jrmela Linberg.

* * *

Onkel Christian

Von Dan Bergmann

Christian Berg lag im Bett, hatte die Hände übereinandergefaltet und war tot. Und obschon im Angesicht des Todes, läßt es sich doch kaum anders sagen, als daß die Zipfelmütze mit dem großen Quast ihm beinahe schelmisch übers Gesicht hing.

Uebrigens kannte kein Mensch diese Nachtmütze bei Onkel Christian, und sein Bruder Karsten meinte, er habe sie sich eigens für seinen Abgang über die Ohren gezogen.

Bei seinen Lebzeiten hatte ihm nicht jeder gleich den Spaßmacher angesehen. Im Gegenteil, Onkel Christians Gesicht war eins von den verknitterten, die die Jahre sich recht extra zum Pergament und zum Verstauben ausuchten. Indessen hatte sein verstorbener Bruder Heinrich einmal von ihm gesagt: „Stengelt sich over mol'n Orienen um seine Snut, hett anner ach Dog to lachen.“

Und so war es. Jede Falte lachte bei Christian Berg mit, wenn es schon so weit bei ihm kam. Allermeistens jedoch blieb er knochentrocken. Er begnügte sich damit, andern Spaß zu machen.

Verheiratet war Christian Berg nicht gewesen. Er war allein achtzig Jahre alt geworden. Er machte sich alle Arbeit selbst und hielt sogar seinen Waschtage ohne weibliche Hilfe.

Von Beruf war Christian Berg Drechsler gewesen, aber er hatte früh ein Stück Geld auf der Seite gehabt, hatte auch von Haus aus ein Erbteil, und so gab er sich viel Liebhabereien hin. Hantierte mit Blumen, hielt sich Vögel und vertat auch viel Zeit mit Lesen.

Stundenlang konnte man ihn ernsthaft hinter der Brille am Fenster sitzen sehen. Und sah er auf und jemandem ins Gesicht, las er da gleich weiter.